

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 15

Artikel: Wenn der Frühling auf die Berge steigt... [Schluss]
Autor: Jemelin, Erika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640740>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn der Frühling auf die Berge steigt . . . Novelle von Erika Jemelin.

(Schluß.)

Nun stehen sie vor der Hüttentür. Christa spürt, daß sie jetzt unmöglich die nötige Ruhe und Ueberwindung besitzt, neben ihm einzutreten unter all' die lachenden Kameraden. Zuerst will sie Herr ihrer Gefühle werden, will niederkämpfen, was so plötzlich und heiß in ihr aufgewacht ist und das sie vor Fred verborgen halten muß, will sie sich nicht demütigen.

Während sich die Türe hinter seiner hohen Gestalt schließt, setzt sie sich auf den Brunnenrand und schaut auf das klare Wasser, das zittrig den Mond widerspiegelt. Einsam und traurig ist ihr zu Mute und ihre Gedanken schweifen zurück bis zu jener Stunde, in der sie sich Freds Freundschaft und tiefere Neigung ohne eigentliche Absicht, ihn zu tranken, für immer verschert hatte.

Vor zwei Jahren war es gewesen, bevor er ins Ausland ging. Sie schätzte seine Freundschaft und war stolz auf sein Vertrauen. Tiefere Gefühle für ihn waren ihr fremd, war sie doch noch so jung und fest überzeugt, Freundschaft sei das einzig Ideale. Als er dann eines Tages ihre Hände in seine großen starken nahm und ihr kurz und schlicht seine Liebe gestand, war sie zuerst keines Wortes fähig gewesen, so sehr hatte sie sein Bekenntnis erstaunt. Er mochte es wohl in ihren Augen gelesen haben, denn er fragte sie ernst und halb traurig:

„Kannst du mir nicht ein einziges Wort mitgeben, das mich auf die Heimkehr freuen ließe?“

Noch heute entsinnt sie sich deutlich ihrer kühlen und verlegenen Antwort:

„Was ich für dich fühle ist Freundschaft, Fred, und als Freund mag ich dich sehr gern. Aber Liebe ist gewiß anders und stärker!“

Da hatte er ihre Hände losgelassen und leise gesagt:

„So leb wohl, Christa. Ich bedaure, dir von heute an kein Freund mehr sein zu können, aber du wirst es vielleicht später einmal begreifen, wenn du die richtige Liebe kennen gelernt hast. Trotzdem dich kein Vorwurf trifft, denn du bist nur ehrlich gewesen und kannst für deine Gefühle nichts, hast du mir doch weh getan.“

Die Züge verschlossen, männlich und herb, so war er von ihr gegangen, und in der gleichen Minute wurde sie von einer tiefen Traurigkeit befallen, die sie nicht so richtig begründen konnte. Sie hatte gedacht, es sei Schmerz um den Verlust seiner Freundschaft und erst später, in vielen einsamen Stunden, da war ihr Herz aufgewacht. Urpötzlich und gewaltig kam die Erkenntnis der Liebe über sie, die Liebe zu Fred. Wenn sie es ihm nun hätte gestehen dürfen, all' die zärtlich lieben Gefühle, die nach und nach und immer stärker in ihrem Herzen aufsproßten! Aber er war fort, gab ihr niemals Nachricht, und sie mußte versuchen, allein mit sich fertig zu werden.

So war die Zeit vergangen und sie hatte die zu spät erwachte Liebe in einem kleinen Herzwinkel begraben, und nur in ganz seltenen Momenten ließ sie sie auferstehen und gab sich ihrem Zauber und ihrem Schmerz hin. Und er? Gewiß war jegliches wärmere Gefühl für sie gestorben, verwischt durch die Zärtlichkeiten anderer Mädchen und mit leiser Ironie wird er an jene Stunde zurückdenken. Hat er es ihr nicht deutlich genug gezeigt mit seinem kühlen und gleichgültigen Blick?

Christa fröstelt plötzlich und geht langsam hinein. Ihr Gesicht ist verschlossen und bleich und als sie die Stube betritt, tönt ihr ein vielstimmiges „Ausreißerin“ entgegen. Sie setzt sich neben Tris in eine von der Lampe nur schwach erhellte Ecke und hört auf das Gespräch der um den Tisch Sitzenden. Der gutmütige Tom ist ganz erhitzt und seine Stimme klingt lauter als sonst, als er nun sagt:

„Ob ihr nun über mich spottet, ich bleibe doch bei meiner Ansicht und glaube fest daran, daß, wer über die Berge und Naturereignisse spottet, irgendwie gestraft wird. Denkt nur an jenen Walliser, der beim Kreuz oben begraben liegt.“

Klaus, welcher selten an Meinungsverschiedenheiten anderer teil nimmt, tut einen Zug aus seiner Pfeife und sagt dann gemütlich:

„Ihr seid die reinsten Kinder! Zankt euch wahrhaftig um eine Sache, die gar keinen Zweck hat, denn es kommt ja keinem von uns hier in den Sinn, den Gipfel besteigen zu wollen. Im übrigen ist es das Beste, es glaubt ein jeder was er will. Wir sind alle so grundverschieden geartet, warum dem Nächsten seine eigene Ueberzeugung aufdrängen wollen, wenn man doch nicht schwören könnte, daß es vernünftigste ist.“

Da lacht Fred, der bis jetzt schweigend zugehört hat, leise in sich hinein und wendet sich ein wenig gegen das Licht, so daß Christa für einen Moment seine regelmäßig schönen und männlichen Züge hell beleuchtet sieht.

„Bravo Klaus, das hast du gut gesagt. Die Geschichte, die Tom uns vorhin zum Besten gegeben hat, ist wohl tragisch, aber gleichzeitig auch mit der Romantik und dem Uberglauben eines Bergvolkes, wie die Lötschentaler es sind, ausgeschmückt. Ich für meinen Teil halte es für einen absoluten Zufall, daß die Lawine gerade in der Zeit niederging, als der Walliser die gefährliche Stelle überquerte.“

Christa hat Freds Worten immer erstaunter gelauscht und nun steigt es wie Zorn in ihr auf. Da streiten Männer sich um ein Schicksal, das sich in tragischer Weise erfüllt hatte. Möchten die Einheimischen an einen Berggeist glauben, so sehr im Unrecht waren sie nicht, denn die Berge haben ihre ungeschriebenen und ewigen Gesetze, und wer die nicht zu achten weiß — —

Mit einem Ruck steht sie auf, geht einen Schritt auf die Tischrunde zu und sagt nun, während sie sich Mühe gibt, ihren Aerger zu unterdrücken:

„Hört doch endlich auf mit diesem Thema. Und denkt einmal darüber nach, wie oft schon wir erlebt haben, daß die Berge nicht mit sich spotten lassen.“

Ein fremder Blick, den sie nicht zu deuten versteht, fliegt von Fred zu ihr hin, dann sagt er langsam und gelassen:

„Das käme auf eine kleine Probe an, die dir entweder recht geben, oder aber deinen treuen Märchenglauben entthronen würde. Uebrigens, wenn sich einer vorgenommen hat, den Gipfel vor Niedergang der Lawine zu besteigen, so kann das immerhin nicht als Spott aufgefaßt werden.“

Und während er nach seiner Uhr schaut, meint er:

„Ich wäre dafür, zur Ruhe zu gehen. Die ganze letzte Nacht im Schnellzug habe ich kein Auge zugetan und morgen wollen wir doch noch allerhand unternehmen.“

*

Mit einem leisen Stöhnen schreckt Christa aus dem Schlafe auf. Steif und aufrecht sitzt sie auf ihrer Pritsche und muß sich erst besinnen, ob das Schreckliche, das sie eben erlebt, nur ein Traum gewesen ist. Ueberall hatte sie Fred gesucht, ohne ihn jedoch zu finden. Plötzlich sah sie, wie sich am Berg oben eine Schneemasse löste und mit ungeheurer Geschwindigkeit zu Tale donnerte. Nicht weit von ihr aber gewahrte sie Fred, am Boden liegend und halb bedeckt von Schnee. Mit einem Schrei war sie zu ihm hingestürzt, als er die Augen aufschlug und mit seltsam leerer Stimme sagte:

„Siehst du, nun hat mich die Lawine doch mitgerissen und nun bin ich tot. Warum hast du mir nicht vorher gesagt, daß du mich lieb hast?“

Noch liegt ihr der Schreck über diesen gräßlichen Traum in allen Gliedern und nur langsam kann sie sich in die Wirklichkeit zurückfinden. Grau und kalt liegt die Morgendämmerung vor dem Fenster und die gleichmäßigen Atemzüge der friedlich Schlafenden legen sich beruhigend auf ihr Gemüt. Sie legt sich wieder hin und kuschelt sich in die raue Wolldecke. Aber der Schlaf will nicht mehr kommen und eine eigentümliche Unruhe ist in ihr. Nachdem sie sich noch einige Male erfolglos hin und her gedreht hat, beschließt sie, leise aufzustehen und in aller Heimlichkeit das Frühstück für die andern zu bereiten. Gewiß wird der Tag bald anbrechen und die Kameraden werden froh sein, sich an einen gedeckten Tisch zu setzen. Lautlos tastet sie sich zum Ofen hin, sucht ihre Schuhe zusammen und geht dann in die Küche, um dort ihre Toilette zu beenden. Aber ihre Glieder sind schwer wie Blei, ihr Körper ist angefüllt mit einer schlaffen Müdigkeit und sie hat direkt das Bedürfnis, frisches, kaltes Brunnenwasser über Gesicht und Arme fließen zu lassen, um das eigentümliche Gefühl, das dieser Traum in ihr zurückgelassen hat, wegzuspülen. Noch liegt die Welt in das kalte Grau der Dämmerung gehüllt und ein kühler Wind weht von den Gletschern nieder, welche stumpf und tot an den Berg gepreßt liegen. Unheimliche Stille liegt über der Natur und Christa empfindet das Plätschern des Brunnenwassers als eine Wohltat. Sie taucht ihre Arme in das eiskalte Raß und hält dann auch das heiße Gesicht unter die Röhre. Hat das gut getan! Nun wird sie möglichst leise ein Feuer anzünden und einen herrlich duftenden Kaffee kochen. Werden die Augen machen!

Im Hineingehen streift ihr Blick zufällig die Hüttenwand, wo die verschiedenen Skier in Reih und Glied aufgestellt sind. Doch, dort am Ende der Reihe, wo gestern Abend Freds Bretter standen, gähnt ihr eine Lücke entgegen. Von einer innern Regung getrieben, zählt Christa die Paare nach und hört ihr Herz laut und schwer pochen. Klaus, Tom, Hans, die Meinen, Trix, wirklich, Freds Bretter fehlen. In dieser Sekunde, wie sie unschlüssig steht, die Hände in die Taschen vergraben, überfällt sie mit unheimlicher Deutlichkeit die Erinnerung an ihren Traum. Also Fred ist fort! Wie sie näher hinschaut, kann sie auch eine frische Spur erkennen, welche hinter der Hütte aufwärts führt. Seine gestern abend an sie gerichteten Worte: „Es kommt auf eine kleine Probe an“, sein spöttischer Blick, kommen ihr in den Sinn und plötzlich weiß sie es: Noch ist ja die Lawine nicht niedergegangen. Fred will den Gipfel besteigen, allen zum Troß die gefährliche Stelle passieren, um nachher sagen zu können: „Seht ihr nun, ob ich nicht recht gehabt habe?“

Aber vielleicht wird er auch nie wiederkommen, wird ihn das gleiche Schicksal erreichen, das jenen jungen Walliser, der nun oben beim Kreuz seinen ewigen Schlaf tut, in den Tod trieb.

Eine unsinnige Angst kommt über Christa. Nun glaubt sie ihren Traum deuten zu können und auch jenes Gefühl der Unruhe, welches seit ihrem Erwachen nicht wieder von ihr gewichen ist. Mechanisch und mit vor Erregung zitternden Händen nimmt sie ihre Skier, spannt in fliegender Hast die Felle über und geht der Spur nach. Sie hat nur einen Gedanken: ihn einholen und verhindern, daß er sein Leben aufs Spiel setzt. Gewiß ist er noch nicht sehr lange aufgebrochen und sie kann ihn, wenn sie ihre ganze Kraft und Energie aufwendet, noch erreichen. Weggeschauert ist jegliche Müdigkeit, mutig straffen sich ihre jungen Glieder und neben aller Angst ist eine tröstende Stimme in ihr, die ihr, will die Kraft nachlassen, zuflüstert: „Noch ist es nicht zu spät“. Immer höher steigt sie und die Häuser im Tal unten kann sie nur noch als dunkle Punkte erkennen. Feucht kleben ihr die Haare an der Stirn und ihr Gesicht ist vor innerer Erregung und Anstrengung totenbleich.

Inzwischen ist es hell geworden und über den Gipfeln liegt der ahnungsvoll rosige Schimmer eines erwachenden Morgens.

Aber Christa merkt nicht, wie der junge Tag heraufsteigt, heimlich und schön, wie die ersten Sonnenstrahlen zärtlich und warm über die Schneefelder gleiten, über die Felswände bis hinunter ins Tal, um auf den grünen Matten die Blumen aus dem Schlafe zu erwecken.

Immer wieder schweifen ihre Blicke angstvoll den Hängen entlang in die Höhe. Aber vergebens, noch kann sie nichts von Fred entdecken. Plötzlich springt ein Gedanke in ihr hoch: wenn nun alles Einbildung wäre, hervorgerufen durch eine traumerschröckliche Phantasie? Wenn Fred gar nicht daran gedacht hätte, den Gipfel zu besteigen und sie ihn an irgend einer Stelle treffen würde, gemütlich ausruhend vor der herrlichen Abfahrt? Wie würde sie dann vor ihm stehen? Mühte er nicht denken, sie sei ihm nachgelaufen, wolle sich ihm aufdrängen? Ein spöttisches Lächeln würde er für sie übrig haben.

Dieser Gedanke droht ihr einen Augenblick lang den letzten Rest von Mut zu nehmen, aber dann rafft sie sich nochmals auf und nun sieht sie auch von weitem das Kreuz auf der Höhe, dunkel und ernst steht es im Frühsommerschein, ein Mahner. Und nicht weit davon, an einem schrägen Steilhang geht eine hohe Gestalt, langsam und sicher. Christa droht der Herzschlag zu stocken und ein kalter Schauer geht über sie hin. Also doch! Dort geht er, passiert die Stelle, wo gewöhnlich die Lawine ihren Weg in die Tiefe nimmt und jeden Augenblick kann das Unheil hereinbrechen, ihn unbarmherzig mitreißend und in kühlen Schneemassen begrabend. Von Entsetzen gepackt legt sie die Hände an den Mund, schreit mit letzter Kraft: „Fred, Fred!“ Gellend bringt das Echo die Töne zurück. Nun kann sie nicht mehr. Langsam und schwer läßt sie sich in den Schnee sinken, schläft erschöpft die Augen.

Bis eine starke Hand sie aufrichtet und Freds Stimme fragt:

„Was ist dir, Christa, und wie kommst du hierher?“

Da kehrt ihr die Kraft und Besinnung wieder und sie steht auf, streicht sich das wirre Haar aus der Stirn und sagt leise entschuldigend:

„Verzeihe, Fred“, sie macht eine hilflose Bewegung und zeigt gegen den gefährlichen Hang hin, den er vorhin zu überqueren im Begriffe stand, „aber du darfst nicht dort hinauf.“

Der weiche Zug, der vorhin über Freds Gesicht lag, ist weggewischt und nun erwidert er halb erstaunt, halb zornig:

„Und einzig um mir das zu sagen bist du hergekommen? Denkst du, ich sei ein Kind, dem man aufs Geratewohl hin etwas verbieten kann? Da irrst du dich gewaltig, Christa; zudem erstaunt mich deine Fürsorge. Ist sie wohl freundschaftlich gemeint oder entspringt sie einem allgemeinen Pflichtgefühl? Nein, ich will — — —“

Aber er kann nicht weiterprechen. Ein ungeheures Dröhnen läßt ihm das Wort auf den Lippen ersterben und bevor beide es richtig erfassen können, tobt es, einige hundert Meter von ihnen entfernt, mit urgewaltiger Wucht nieder, zischend und brodelnd, die Lawine. — — —

Längst ist alles vorüber und nur von unten herauf tönt fernes Schieben und Rollen. Harmlos und schön steht der Berg im Sonnenschein und schaut schweigend ins grüne Tal.

Endlich wendet sich Fred gegen Christa, die bleich und mit seltsam dunklen Augen neben ihm steht. In seinen Zügen arbeitet es und seine Lippen sind herb aufeinander gepreßt. Mit einer fast scheuen Gebärde legt er seinen Arm um ihre Schulter und sagt mit eigentümlich belegter und rauher Stimme:

„Ich danke dir, Christa, und bitte dich herzlich um Verzeihung. Wie habe ich dich verlegt mit meinen Worten und wenn du nicht gewesen wärest, könnte man jetzt hier oben ein zweites Kreuz errichten.“

Er suchte seine Bewegung zu verbergen und beide schauten ins Tal nieder, dankbar und voll feierlicher Ergriffenheit. Nachdem sie eine Weile wortlos gestanden, sagt Fred weich, und der spöttische Zug um seinen Mund ist völlig verschwunden:

„Weißt du auch, daß du, nun du mich gerettet hast, auch die Verantwortung für mein Glück besitzt? Und das

mir immer noch Glück bedeuten würde, was ich während zwei Jahren zu vergessen gesucht und das nun neu und mächtiger aufgewacht ist?“

Christa bringt kein Wort über die zitternden Lippen. So groß und gewaltig hat es sie gepackt, ihr ganzes Wesen und Sein erschüttert, daß sie ihm nur beide Hände entgegenstrecken kann, eine Bewegung voller Liebe und Hingabe.

Und Fred hat sie verstanden. Ergriffen nimmt er diese kleinen braunen Hände in die seinen, während sein Blick aufleuchtend und glücklich in den ihren sinkt.

Leise und blühend zieht der Frühling über die Berge.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

15

Escher war bleich geworden, aber es währte nur einen Augenblick, dann schoß eine Rotesröte in seine Wangen. Das also war die Rache der „Rage“. Sie zeigte ihre Krallen. Freilich, sie hatte nichts wie die Wahrheit gesagt, stritt Wahrheit, für die sie ein Duzend Zeugen beibringen konnte. Deshalb hatte sie den Brief auch mit ihrem Namen unterzeichnet. Ihr Triumph wäre sicher nur halb gewesen, wenn Escher nicht gewußt hätte, wem er die Verdächtigung seines Verhaltens verdankte.

„Ich kann Ihnen das leicht erklären“, begann er empört über den Streich, den die Rage ihm, aber noch mehr dem Mädchen da vor ihm gespielt und in dem unangenehmen Bewußtsein, daß es ihm gar nicht so leicht werden würde, Eileen oder irgendjemand anderem den Zusammenhang der Dinge zu erklären.

„Bemühen Sie sich nicht“, wies Eileen den Versuch mit kaltem Stolz ab. „Ich möchte nur von Ihnen hören, ob es Wahrheit ist, was dieser Brief sagt?“

„Wenn Sie die Frage so stellen und eine Erklärung nicht zulassen, bleibt mir nichts anderes übrig, als sie mit ja zu beantworten. Aber —“

„Dann gibt es wohl keine Berührungspunkte mehr zwischen uns“, antwortete Eileen und schied sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Wie Sie wünschen, Miß Malony“, entgegnete er, wieder bleich geworden, mit einer leichten Verbeugung. „Gestatten Sie mir nur noch, darauf aufmerksam zu machen, daß die Frage hätte auch anders gestellt werden können.“

Damit drehte er sich um und verließ das Zimmer.

Eine Minute lang stand Eileen regungslos und starrte auf die Tür, die sich hinter ihm geschlossen. Dann machte sie zwei Schritte nach dem Sofa, sank in dessen Polster und brach in ein herzbrechendes Schluchzen aus.

Sie fühlte sich beschimpft, unsäglich beschimpft und ihre reinsten Gefühle beschmutzt und in den Rot gezerrt —

Aber im Hintergrunde ihrer Verachtung, die gegen diesen Mann in ihr aufkeimen wollte, klangen noch einmal seine letzten Worte: „— die Frage hätte auch anders gestellt werden können.“

12.

Der Kampf beginnt.

Wie Escher den Weg nach seinem Hause zurückgefunden, hätte er nicht sagen können, denn er hatte nicht im geringsten darauf geachtet. Seine Gedanken weilten ausschließlich bei dem eben Erlebten, ließen ihm im Geiste jedes Wort Eileens immer von neuem wiederholen, jede ihrer Handbewegungen, jeden Mienenzug ihres Gesichts noch einmal sehen und die niederträchtige Verkettung von Tatsachen empfinden, die sich so unabhängig von seinem Willen und eigentlich ganz gegen diesen in einer Weise zusammengefügt hatten,

der gegenüber jeder Rechtfertigungsversuch von vornherein nur den Eindruck einer völlig verfehlten Ausrede machen konnte. Das klare Gefühl der Vergeblichkeit eines solchen hatte ihn abgehalten, von Eileen zu fordern, sich seine Erklärungen anzuhören. Es hätte nur den Erfolg haben können, ihn in ihren Augen noch unwürdiger erscheinen zu lassen. Das fürchtete er.

Ganz mechanisch nur hatte er daher auch einen Fuß vor den anderen gesetzt, ohne sich darüber klar zu sein, wohin er eigentlich gehen wollte. Er war daher überrascht, sich plötzlich vor seinem Hause stehen zu sehen.

Ursprünglich war es seine Absicht gewesen, sich nach seinem Besuche bei Eileen Malony nach der Claim-Office zu begeben, um sich dort zu erkundigen, ob sich der „Irrtum“ der falschen Eintragung herausgestellt habe. Er hegte über die Nutzlosigkeit dieses Schrittes keinen Zweifel, trotzdem mußte er ihn tun.

Da er sich indessen jetzt vor seiner Wohnung fand, so trat er ein.

Schmidt war daheim. Der Winter, der die Wege nach der Außenwelt verschlossen, hatte ihm auch die Gelegenheit genommen, Ausrüstungen Heimkehrender aufzukaufen. Seine Tätigkeit bestand jetzt hauptsächlich darin, seine reichlichen Vorräte zu möglichst günstigen Preisen an den Mann zu bringen und sich nach anderen Verdienstmöglichkeiten umzusehen.

Es hatte für ihn Zeiten gegeben, wo ihm das leichter gefallen war, wo er ohne langes Ueberlegen jede Tätigkeit, die ihm einen Verdienst in Aussicht stellte, ergreifen konnte und oft sogar mußte. Jetzt, im Besitze eines Kapitals von mehr als viertausend Dollars, das er sich in weniger als drei Monaten erworben und dabei einsetzen konnte, war die Sache nicht mehr so einfach. Verdienstmöglichkeiten boten sich ihm jetzt allerdings noch mehr, aber den meisten haßte die unangenehme Eigenschaft an, sein mühsam erworbenes Kapital wieder in Gefahr zu bringen.

Auch Besuch fand Escher vor. Norton saß rittlings auf einem Stuhle, mit den Armen auf dessen Lehne, und rauchte seine Pfeife. Er hatte offenbar auf Escher gewartet.

„Good gracious!“ rief Schmidt, nachdem er einen Blick in Eschers Gesicht geworfen, verwundert aus. „Ich hätte mir eigentlich gedacht, daß ein glücklicher Bräutigam anders aussieht. Oder wollen Sie als abschreckendes Beispiel für solche dienen?“

„Well“, entgegnete Escher, „die Sache ist die, die Rage hat ihre Krallen gezeigt und gekrakt.“

Und er erzählte den Streich, den Edith Fuller ihm gespielt.

„Sieht dem Teufelsmädel ähnlich“, versetzte Schmidt. „Sie müssen übrigens hoch in ihrer Gunst stehen, wenn sie